

Nr. 109. Bromberg, den 14. Mai 1932.

Das harte Geschlecht

Roman von Will Vesper.

(21. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.

Im Herbst der ersten Sommers, den Ref und die Seinen in Bachmünde zubrachten, bekam Helga ihren dritten Sohn. Sie nannten ihn Thormod, nach Helgas Ziehbruder. Die kleine Siedelung war damals schon behaglich für alle geworden, und auch den Winter überstanden sie gut in dem geschützten Tale.

Nachdem das Haus und alles fertig war, gingen die Männer viel auf die Jagd, machten große Beute und sammelten viele kostbare Felle von Bären, Silberfüchsen und Blaufüchsen, Seeottern, Seelöwen, Seehunden, Renntierleder, Eiderdaunen, Walroßzähne und Walroßhaut. An Fleisch und Fischen fehlte es nicht. Sie hatten an allem Überfluß. In diesem ersten Jahr hatten sie auch noch Korn genug und backten daraus hartes, dauerhaftes Brot. Gaut hatte sich daran gewöhnt, Fische und Fleisch roh zu essen, da er so lange ohne Feuer gelebt hatte. Er vertrug auch noch lange nachher gekochte Speisen nur schwer, und auch die anderen gewöhnten sich daran, das Mark aus den Renntierknochen und zarte Stücke aus dem Fleisch der Eisrinder und der Seehunde roh zu essen. Es schmeckte gut und bewahrte, wie es schien, alle vor Krankheit. Buckels Schafe gaben Milch für die Kinder. Später, als die Zahl der Schafe wieder zunahm, gab es auch Butter und Käse für alle. Aus der Wolle spann Helga Garn. Gute Tuche hatten sie genug auf dem Schiff, aber meistens trugen sie Felle, schön mit rotem Leder genäht und verbrämt. Es ließ sich ganz gut leben in Bachmünde, für solche, die nicht zu sehr an Wohlleben gewöhnt waren. In späteren Jahren, als sie lange an anderen Orten der Erde wohnten, meinten alle, daß sie damals in der Einöde die glücklichste Zeit ihres Lebens verbracht hätten.

Björn und Stein wuchsen heran und wurden kräftige kleine Burschen. Gaut und Buckel waren ihre besonderen Freunde. Buckel zähmte ihnen zwei Widder, auf denen sie reiten konnten. Gaut aber fing ihnen Falken und lehrte sie mit Falken jagen. Es gab sehr schöne weiße und braune Falken in der Bucht, und Gaut verstand sie abzurichten. Ref meinte, solche Falken würden einmal eine gute Gabe für einen König oder sonst einen großen Herrn werden, wenn sie erst wieder zu Menschen kämen. Solche Tiere bezahle man mit Gold.

Für die Jagd und den Fischfang hatte Ref ein kleineres Schiff gebaut, mit dem er über den Fjord und zuweilen auch auf das Meer hinaus und an der Küste entlang fuhr. Dabei fand er nördlich von dem Fjord, in dem sie wohnten, noch einen anderen, der auch weit in das Land hineinging, mit lieblichen Buchten voll Getier. Er und seine Männer fuhren oft dahin auf die Jagd.

Gegen Ende des zweiten Sommers sandte Ref Bolli Hackennase, Thormod, Gaut und Snorri mit dem Küstenschiff nach Herjolfsspitz. Das Schiff war reich beladen mit Pelzen und anderer Beute. Bauer Thorkel übernahm diese Waren, um sie für Ref an norwegische Händler zu verkaufen. Das waren die Felle, die Bard erworben hatte und wodurch er auf die Vermutung kam, daß Ref dort in der Nähe hausen müsse. Thorkels Söhne fuhren mit nach Bachmünde. Sie gingen mit Ref und seinen Männern auf die Jagd. Sie bekamen den Beinamen „die beiden Stummen“, obgleich sie ganz gut reden konnten, aber vor Verlegenheit kamen sie nie dazu. Korn und einige andere notwendige Dinge, an denen sie Mangel hatten, tauschten Refs Männer bei Thorkel gegen ihre Waren ein.

Von da an war immer Verbindung zwischen Herjolfsspitz und Bachmünde. Aber Gunnars erste Fahrt konnte Thorkel nicht melden. Doch hatte Gaut die Schiffe schon an dem Tag gesehen, wo sie im vorderen Fjord gelegen. Darum fanden Bard und Gunnar alles so gut vorbereitet. Ref hatte nur große Sorge um sein Schiff, den „Eisbären“. Aber weder Gunnar noch Bard fiel es ein, in dem Eifer ihres Angriffs und ihrer Flucht, danach zu suchen.

Nach dem glücklichen Ausgang jenes Abenteuers drängten Thormod und auch Helga, daß man Bachmünde verlassen solle. „Gewiß werden diese Männer wiederkommen“, sagte Helga und umarmte ihre Söhne. „Nicht immer wird es glücken, sie so zu täuschen.“

„Das glaube ich auch,“ sagte Ref, „aber ich habe nicht vor, zu fliehen. Nein, erwarten werde ich sie noch einmal. Solchen Männern wie diesen, glaube ich, bin ich immer gewachsen.“ Er trennte sich ungern von den guten Jagdgründen. „Wer in die Welt der Menschen kommt,“ sagte er, „gilt nur etwas, wenn er Reichtum vorweisen kann. Noch ist unsere Beute nicht zu groß. Aber fürchte dich nicht. Es wird uns allen von Gunnar und Bard kein Leid geschehen.“

„Ich war immer gewöhnt, alles in deine Hände zu legen“, sagte Helga, „und bin nie schlecht dabei gefahren.“

*

Im nächsten Frühjahr sandte Ref Gaut und „die beiden Stummen“, die Thorkelsöhne, in die Ostsiedelung. Sie kamen zu Thorstein dem Schwarzen und blieben da. Niemand erfuhr, woher sie kamen und von wem. Sie warteten bis Bard auf seiner zweiten Fahrt von Norwegen in die Siedelung kam und da Handel trieb. Als er weiter nach dem Westen fuhr, machten auch sie ihr Schiff fahrtbereit. Sie warben noch zwei tüchtige Männer für ihre Fahrt und segelten wieder nach Herjolfsspitz und von dort nach Bachmünde und brachten Ref die Nachricht, daß Bard wieder bei Gunnar sei. Er hatte verkündet, daß er dort überwintern wolle, und hatte Thorstein den Auftrag gegeben, allerlei Waren für ihn einzukaufen. Im nächsten Frühjahr, wenn das Eis sich löste, werde er auf der Rückfahrt alles abholen.

„Das ist also die Zeit, wo wir seinen Besuch erwarten dürfen.“

Im folgenden Winter bereitete Ref alles für eine große Reise vor. Er und seine Männer brachten an Fellen zusammen, was sie erjagen konnten auch Fleisch, Fische und Fett für eine lange Seefahrt. Gaut fing acht junge Eisbären, für die sie Käftge zimmerten, und im ganzen hatten

sie sechzig abgerichtete Falken, davon zwanzig weiße. Als das Eis sich von der Küste löste und der Fjord auftaute, brachten sie das große Schiff, den „Eisbären", ins Wasser. Es war in gutem Zustande, tüchtig geteert und so dicht wie eine Waschbütte. Es wurde mit allen grönländischen Waren befrachtet und mit aller Habe Refs. Dann stellte er es unter Thormods Befehl und ließ auch Helga und seine Söhne an Bord gehen, dazu die Mehrzahl seiner Leute. Er sandte das Schiff in den Fjord, den er weiter im Norden entdeckt hatte. „Dort bleibt," sagte er, „und macht euch keine Sorge um mich. Es soll nicht heißen, daß ich vor meinen Feinden geflohen wäre. Haltet aber das Schiff immer bereit, denn es kann sein, daß wir sehr plötzlich zu euch stoßen und sogleich abfahren müssen. Wenn ich aber wider Erwarten bis zum Mittsommertag nicht zu euch kommen sollte, so sucht nicht weiter nach mir, löst die Schiffstaue, zieht die Segel auf und fahrt nach Island oder wohin ihr wollt. Das steht dann in Helgas oder in Thormods Hand."

Helga wollte sich nicht von ihrem Manne trennen. „Es wäre doch nicht unehrenhaft," sagte sie, „wenn wir sogleich miteinander davonführen."

„Das mag sein," sagte Ref, „daß manche so meinen können. Aber mir scheint es vor mir selber anders, und da ist nichts zu machen. Ich mag mir nicht mein Leben lang Vorwürfe machen, daß ich schlechteren Männern heimlich ausgewichen sei."

Da fügte sich Helga, und ihr kleinstes Söhnchen auf dem Arm, stieg sie an Bord. Ref begleitete das Schiff noch eine Weile mit seinem kleinen Küstenboot und rief immer wieder nach seinen Jungens hinauf, lustig und ausgelassen. „Macht es gut," sagte er, „und habt keine Sorgen. Bald sehen wir uns wieder, und dann fahren wir miteinander in alle Welt."

Ref hatte nur Gaut Grimssohn und Bolli Hackennase bei sich behalten. Aber als er zurück nach seiner Feste kam, kroch aus dem Heu des Schuppens Buckel heraus und sagte: „Was man sich doch für Mühe geben muß, um bei dir zu bleiben, Ref, wenn es gefährlich wird. Das habe ich gelobt, daß ich immer sein würde, wo du bist, wenn es dir auch nicht gefällt."

Ref wurde ärgerlich und sagte: „Vielleicht bist du uns aber nur im Wege. Ich kann nicht viele gebrauchen bei dem, was ich vorhabe. Vielleicht werde ich dich hierlassen, wenn wir abfahren, und du kannst dann bei Gunnar die Schafe hüten."

Aber Buckel lachte nur und sagte: „Das würde ich nie glauben, daß Ref jemanden im Stiche läßt, den er einmal zu seinem Mann gemacht hat."

„Ich hätte lieber gesehen," sagte Ref, „daß du bei den Jungens geblieben wärest. Wenn mir nicht glückt, was ich vorhabe, so geht einer mehr drauf, als nötig ist."

„Wenn Ref nicht mehr lebte," sagte Buckel, „so würde auch Buckel nicht mehr leben wollen. Aber davon ist ja nicht die Rede. Ref bliebe nicht hier, wenn er nicht einen guten Einfall hätte, der uns allen das Leben sichert."

„Auch ein guter Plan", sagte Ref, „kann mißglücken, wenn das Schicksal will."

„Dagegen will ich nichts einwenden," sagte Buckel.

*

Bard war inzwischen auf seiner Fahrt zu Gunnar gekommen und hatte ihm berichtet, was König Olaf geraten hatte. Jetzt begriff auch Gunnar, daß sie sich auf ihrer ersten Fahrt nicht gerade schlau benommen hatten und daß Ref sie arg zum Narren gehabt hatte. Aber er sollte sich nun nicht lange mehr über sie lustig machen. Jetzt würden sie ihn zu fassen bekommen. Diesmal sollte er sich nicht mit solchen Taschenspielerkünsten herauswinden.

Sehr zeitig im Frühjahr, als noch kaum das Eis los war, segelten Bard und Gunnar jeder mit einem Schiffe ab, um Ref zum letztenmal zu besuchen. Als sie in die Ostsiedelung kamen, stand nordwärts das Eis noch dicht vor dem Lande und nur eine schmale Rinne offenen Wassers war zwischen den Schären. Bard beschloß, sein großes Seeschiff in Bucht zu lassen. Thorstein der Schwarze sollte es inzwischen mit den Waren beladen, die er für Bard zusammengebracht hatte. Bard bemannte nur ein kleines Küstenschiff mit vier Ruderbänken, das sich zwischen den Schären und dem Eis leichter bewegen konnte. Da Gunnars Schiff reich mit Mannschaft besetzt war, brauchten sie nicht zu fürchten, daß Ref mit seinen Leuten ihnen überlegen sein könnte. Sie fuhren also zusammen weiter. Da Westwind wehte, öffnete sich das Meer immer breiter, und das Eis schwamm ab. Sie kamen an Herjolfsspitz vorbei und fanden auch bald den Fjord wieder, an dem Refs Feste stand. Als sie in den Fjord einfuhren, bekamen sie scharfen Gegenwind. Eisig wehte es von den Gletschern herab, und sie hatten schwer zu rudern, um vorwärts zu kommen. Gunnars Schiff, das mit zwanzig Männern und mit Lebensmitteln für so viele beladen war, ging sehr tief und kam gegen den Wind kaum vorwärts. Darum landete Gunnar in dem äußeren Fjord, vor dem Sund, der in die innere Bucht führte, legte das Schiff dort fest und ging mit seinen Männern am Strande entlang. Er meinte, es würde vielleicht auch für Ref eine angenehme Überraschung sein, wenn er zuerst denke, er habe es nur mit Bards kleinem Schiff und den acht Männern zu tun, die darin waren.

Bard fuhr unterdessen durch den Sund zwischen den Felsen in die innere Bucht. Hier war der Wind weniger heftig. Bard ruderte mit seinen Leuten bis dicht an die Feste heran. Nicht viel später kam auch Gunnar dorthin, da sich weder Ref noch seine Leute sehen ließen. Es war wieder wie beim erstenmal: verschlossen und wie ausgestorben stand die Feste da. Alles schien unverändert. Nur der Hafen war in einem tiefen Graben bis fast an das Haus heran verbreitert. Aber kein Schiff lag darin, nicht das kleinste Boot.

Bard und Gunnar und ihre Leute besahen alles genau und umstellten das Haus. Während sie noch miteinander beratschlagten und untereinander spotteten, daß sich Ref wohl wieder auf seine Wasserkünste verlasse, trat dieser plötzlich über ihnen an den Rand des Daches, grüßte höflich und fragte, wie man einen Besuch zu fragen pflegt: „Was bringt ihr Neues?"

Bard erwiderte: „Ich habe dir weiter nichts Neues zu melden, als daß du da mit todgeweihten Füßen auf deiner Feste stehst."

„Das ist keine große Neuigkeit", sagte Ref. „Todgeweihte sind wir alle."

„Du wirst bald begreifen," sagte Bard, „daß du nicht mehr viel Schuhe zu zerreißen brauchst." Er gab seinen Leuten und denen Gunnars laut und sich großartig fühlend den Befehl, quer durch die Schlucht einen tiefen Graben zu ziehen. Nach kurzer Zeit schon stießen sie auf Balken, die mit Birkenrinde umwickelt waren. Als sie sie aufhackten, sprang das helle Wasser heraus. Sie verstopften nun die Röhren, die zum Hause führten, und leiteten das Wasser einen anderen Weg.

Ref hatte dieser Arbeit eine Weile still zugesehen. Bard und Gunnar glaubten zu bemerken, daß er jetzt weniger zuversichtlich aussehe.

„Ja," rief Bard, „die Künste, die dich damals gerettet haben, helfen dir heute nichts mehr."

„Wer hat euch denn den Rat gegeben?" fragte Ref. „Von euch ist doch niemand auf diesen Gedanken gekommen. Ein klügerer Mann, als ihr seid, ist euch da beigesprungen."

Gunnar sagte, das gehe ihn nichts an, wer ihnen den Rat gegeben habe. „In unseren Händen bist du, und wir werden dich hängen, wenn du herauskommst, oder braten, wenn du drinnen bleibst."

Bard aber rühmte sich und sagte: „Du wirst es ja nicht weitererzählen, aber du sollst wissen, wem du dein Ende verdankst. König Olaf selber gab den Rat."

„Sieh da," sagte Ref, „so hohe Herren bemühen sich um mich einfachen Mann. Ich will es dem König gedenken."

Damit verschwand er in der Feste, denn jene begannen schon ringsum Holz aufzuhäufen und ein mächtiges Feuer zu schüren. Anfänglich floß noch viel Wasser aus den Balken, aber allmählich wurden sie trocken in der heißen Glut. Das ganze Haus war in Dampf und Feuer gehüllt. Bard und Gunnar hatten ihre Männer rings um die Feste verteilt. Alle hielten ihre Beile und Speere bereit, weil sie vermuteten, daß Ref und seine Leute versuchen würden, durch die Flammen zu springen, die immer höher aufschlugen. Aber nirgends öffnete sich eine Türe. Bard schrie seine Leute an, daß sie ihre Augen offen halten sollten, damit niemand in dem Rauch entkomme. Er sprang herum wie ein Besessener und wies die Männer an, nicht zu weit abzustehen und jeden, der herauskäme, gleich wieder in die Glut zu stoßen.

Plötzlich aber ging ein Krachen durch die Feste, und die ganze Hauswand nach der See zu stürzte ein, nicht ungeordnet und in sich zusammen, sondern die ganze Wand klappte herunter wie ein riesiges Scheunentor, das umfällt, und begrub unter sich vier Männer Gunnars. Die Wand fiel genau so, daß sie unten bis an den Graben reichte, der in den Fjord führte. Sie war auf der Oberfläche glatt wie ein Laufbrett, und im gleichen Augenblick rollte ein großes Boot mit aufgerecktem Mast, fahrtbereit, auf Rädern aus der geöffneten Feste heraus und über die Wand ins Meer hinab. Ref und drei Männer saßen darin, zogen sogleich die Segel auf und glitten vor dem Wind, der von den Bergen wehte, in den Fjord hinaus. Hinter ihnen brach die verlassene Feste vollends zusammen und wirbelte Dampf, Rauch, Feuer und Funken in den Himmel. All das geschah so plötzlich, daß die Belagerer nicht sogleich begriffen, was da vor sich ging. Während sie noch auf Refs Angriff warteten, oder glaubten, daß er unter den brennenden Trümmern begraben sei, fuhr er schon auf dem Fjord mit vollen Segeln davon.

(Fortsetzung folgt.)

Die Primaballerina.

Skizze von Erich Baring-Bichl.

Die Kutsche holperte die ausgefahrene Straße entlang. Fest mußte der Marquis de Carency die Zähne zusammenbeißen, denn heftig schmerzten bei jedem Stoße des schwerfälligen Reisewagens seine Wunden. Zwei Hiebe hatte er vor einer Woche bei Roßbach über den Kopf bekommen. Waren doch ungehobelte Kerle, diese Preußen! Guy de Carency lehnte sich in die Kissen zurück und schloß die Augen. Wie freute er sich auf die Wochen, die vor ihm lagen! In ein paar Tagen würde er in seinem geliebten Paris sein, um dort seine Wunden ausheilen zu lassen.

Ein Krachen riß Guy aus der Versunkenheit. Die Kutsche neigte sich langsam zur Seite. Wenige Augenblicke später stand der Marquis mit Kutscher und Kammerdiener auf der Straße, aber die drei konnten nichts anderes feststellen, als daß linkes Hinterrad und Achse gebrochen waren. Und noch gut zwei Stunden hatte man bis Straßburg! Nach vielen Bemühungen gelang es endlich, die Schäden wenigstens soweit zu beheben, daß man die Stadt an der Ill doch noch erreichen konnte. Als vom Münster die Mittagsglocken läuteten, fuhr Guy de Carency in die Festung ein. Vor der königlichen Posthalterei sprang er aus seinem unbrauchbar gewordenen Wagen, um sich eine Extrapost zu bestellen. Doch der arme Marquis hatte wieder Pech: Kein Fuhrwerk stand mehr zur Verfügung. Da schlug der dicke Postmeister vor, um ein Uhr noch einmal vorzusprechen, da um diese Zeit eine Extrapost nach Paris abfahre, die eine Dame sich gemietet habe. Italienerin sei sie und heiße Signorina Bianca Giovanelli. Guy stutzte bei Nennung dieses Namens: So hieß doch die berühmte Primaballerina, von der man munkelte, daß sie seinem Onkel, dem Herzog von Wicre, nahe stände!

Guy witterte ein artiges Abenteuer. Pünktlich um ein Uhr war er wieder zur Stelle und trat an den Schlag der mit vier Pferden bespannten Eilpost. Aus der Wagenecke beugte sich ein zierliches, bildhübsches Persönchen, das in leicht akzentuiertem Französisch auf ihn einzureden begann. „Mein Herr, ich habe soeben vom Postmeister über Ihr Mißgeschick gehört. Wenn es Ihnen genehm ist, mit mir zu reisen, dann . . .“

„Ich bin bezaubert, mein Fräulein“, unterbrach sie der Marquis, „und bin selig, daß Venus dem verwundeten Mars erlaubt, sie begleiten zu dürfen. Welche Ehre für einen schlichten Reitersmann, in Gesellschaft einer begnadeten Künstlerin zu reisen.“

„Künstlerin?“

„Welch' reizende Bescheidenheit, Signorina Giovanelli!“

Ein schelmisches Lächeln huschte bei diesen seinen Worten um den kleinen Mund der Schönen.

Der Marquis stieg ein, die Pferde zogen an. Reizend plauderte die junge Tänzerin und schon nach der ersten halben Stunde stand Guys Herz in hellen Flammen. Ganz anders hatte er sich die berühmte Primaballerina vorgestellt: stolz, herrisch und rechthaberisch. Gerade das Gegenteil davon war seine reizende Weggefährtin. Von ihrer Kunst sprach sie nie, und wenn er davon anfing, dann lächelte sie nur schelmisch, und meinte: „Wir wollen von Amüsanterem reden, Marquis.“

Wie im Fluge vergingen Guy die Reisetage. Viel zu rasch erreichte man Paris. Als sich der Marquis von der jungen Tänzerin trennte, verabredeten sie für den gleichen Abend ein Schäferstündchen. In der nächsten Zeit trafen sich die beiden tagtäglich. Die Abende verbrachten sie häufig auch in der prunkvoll eingerichteten Wohnung Biancas. Über eines nur wunderte sich Guy: Daß im Hause seiner reizenden Freundin, die doch in glänzenden Verhältnissen lebte, niemals eine Zofe oder ein anderer dienstbarer Geist zu sehen war. Eine diesbezügliche Frage beantwortete sie lediglich mit silberhellem Lachen und einem zärtlichen Kuß. Manchmal setzte sich der Marquis auch ans Spinett, und Bianca tanzte. Viel zierlicher, viel anmutiger kamen ihm ihre Schritte und Bewegungen vor, als er sie von damals in Erinnerung hatte, da er die Primaballerina im Theater hatte tanzen sehen. Vielleicht war es aber auch nur die Liebe zu Bianca, die ihm alles viel schöner und herrlicher erscheinen ließ.

In der dritten Woche nach de Carencys Rückkehr mußte er mehrere Tage in Versailles verbringen. Verpflichtungen riefen ihn an den Hof seines Königs. Aber alle Bälle, Gesellschaften und Konzerte, wofür er sonst stets geschwärmt hatte, kamen ihm jetzt langweilig vor, denn seine Gedanken waren in Paris bei Bianca Giovanelli. Endlich konnte sich Guy mit Anstand vom Hofe frei machen, und mit Windeseile jagte er nach Paris. Vor dem kleinen, eleganten Hotel, das die Primaballerina bewohnte, sprang er aus dem Wagen. Schon hatte Guy den Türklopfer in der Hand, da wurde er unfreiwilliger Zeuge eines sehr lebhaften Wortwechsels drinnen im Hausflur. Schrill tönte eine scharfe Stimme, der schluchzend seine süße Bianca erwiderte. Der Marquis setzte den Türklopfer in Bewegung.

„Öffne, Bianca“, hörte er hart und befehlerisch die scharfe Stimme.

Einen Augenblick später stand Guy seiner kleinen Freundin gegenüber, die hell aufschrie und wankte, als sie ihn vor sich sah. Gerade konnte er Bianca noch auffangen.

„Was bedeutet das?“ gellte die harte Stimme.

Guy blickte auf und sah in die Augen einer eleganten jungen Dame, die Bianca zum Verwechseln ähnlich sah. Nur ein wenig größer war sie, hatte kalte Augen und harte Züge. „Mit wem habe ich die Ehre?“ erkundigte sich der Marquis artig, nachdem er seinen Namen gemurmelt. Ein verächtlicher Blick traf ihn.

„Sie, mein Herr, sollten doch die Primaballerina Bianca Giovanelli kennen!“

„Sehr gut sogar, mein Fräulein. Ich halte sie ja in meinen Armen.“

Eine Flut häßlicher italienischer Schimpfworte ergoß sich über die halb Ohnmächtige. Guys kleine Freundin schrie auf und schmiegte sich schutzsuchend an ihn, der kopfschüttelnd bald auf die eine, bald auf die andere Bianca blickte.

„Was stehen Sie noch hier? Machen Sie, daß Sie herauskommen, junger Mann!“ zischte es Guy in die Ohren.

Der Marquis verneigte sich artig: „Ich bin übrigens der Neffe des Herzogs von Wicre, und mein Herr Oheim wird eine herzliche Freude haben, wenn ich die von ihm verehrte Signorina schildere, wie sie wirklich ist.“

Ohne einen Gruß verließ Guy die zu Stein Erstarrte und brachte seine Freundin in den noch wartenden Wagen.

Des Rätsels Lösung erfuhr der Marquis, als er in seiner behaglichen Wohnung Bianca durch einige Gläser Champagner wieder völlig ins Leben zurück gerufen hatte. Halb lachend, halb noch weinend beichtete sie, daß ihr Guys Verwechslung mit der berühmten Primaballerina auf der Reise nach Paris großen Spaß bereitet und sie die Rolle ihrer Kusine daher weitergespielt habe. Sie und die Primaballerina trügen übrigens die gleichen Vor- und Zunamen.

„Ich aber bin“, fuhr die unberühmte Bianca fort, „jünger als meine Kusine, die mich vor vier Jahren nach dem Tode

meiner Eltern zu sich nahm. Als Entgelt mußte ich ihr Dienste als Kammerzofe entrichten, und manche Träne habe ich schon geweint. Denn Bianca hat kein gütiges Herz. Sie ist hart und herrisch. Als sie merkte, daß auch ich Talent zur Kunst habe, wurde sie immer unausstehlicher. In Straßburg, wo Bianca ein Gastspiel gab ,erkrankte sie plötzlich. Deshalb fuhr ich allein. Ich sollte das Haus hier in Ordnung bringen, bis sie und ihre Mutter einträfen. Nun weißt du alles, mein Guy."

Der Marquis sprang auf und lief mit langen Schritten im Zimmer auf und ab. „Oh, diese Furie hat meinen armen Liebling schlecht behandelt!" rief er wieder und immer wieder. „Aber wir werden uns rächen, furchtbar rächen."

Die Rache kam und war viel stärker, als Guy zu denken wagte. Bei einem erstklassigen Lehrer hatte er seine kleine Freundin ausbilden lassen, und bei ihrem ersten Auftreten erntete sie einen derartigen Erfolg, daß die berühmte Kusine wutentflammt Paris Hals über Kopf verließ, um nie wieder in die Stadt an der Seine zurückzukehren.

Schildkrötensuppe.

Von André Poltzer.

Die Geschichte ereignete sich natürlich in Schottland.

John hatte seinen Onkel beerbt. Nicht gerade königlich, denn auch der Verstorbene war ein Highländer, aber immerhin.

„Meinem lieben Neffen John vermache ich Napoleon, der vierzehn Jahre treu mein Haus bewacht hat, und Cynthia, die bereits über zwei Jahrhunderte in unserer Familie lebt", hieß es buchstäblich im Testament. Mit einem Wort, der glückliche John erbte einen betagten Hofhund und eine noch ältere Schildkröte.

„Ausgezeichnet", meinte John zu seiner Frau, denn er war ein Philosoph, und seine Hundehütte stand leer, seit der Bewohner vor einem Jahrzehnt an Altersschwäche verschied. „Ein wachsames Tier ist nützlich; es könnten eines Tages Einbrecher kommen. Eine Schildkrötensuppe aber ist eine auserlesene Delikatesse, und ich habe nächstens Geburtstag."

Nicht allein Pietät hielt John zurück, Cynthia sofort zu schlachten. John feierte erst in drei Wochen Geburtstag, und er hatte einige Bedenken, ob dem Festessen das lange Lagern wohl bekäme. Also erkundigte sich John bei seinem Nachbarn, dem Friseur, womit man ältere Schildkröten eigentlich füttere.

Der Barbier, ein kundiger Zoologe, lachte: „Aber Mr. John, Schildkröten sind doch geborene Hungerkünstler. Die halten es monatelang ohne Nahrung aus."

Der verstorbene Onkel stieg nach dieser Auskunft in Johns Achtung um mehrere Zoll.

Dann kam der Geburtstag heran. Die versammelte Gästeschar hatte an der feierlich geschmückten Tafel Platz genommen und blickte erwartungsvoll auf die Tür, die nach der Küche führte. Endlich erschien die Hausfrau, auf den Armen einen Riesentopf, dem ein verlockender Duft entstieg. Einige Besucher schnalzten hörbar. John persönlich verteilte das Essen. Es muß eine außergewöhnlich große Schildkröte gewesen sein („Kunststück", meinte Johns Tante, „Cynthia hatte genügend Zeit fett zu werden), denn alle Teller wurden bis zum Rand gefüllt.

Nachdem die Gratulanten sich satt gegessen hatten, meinten sie, der Höflichkeit schuldig zu sein, Johns zweites Erbstück anzusehen.

Man ging gut gelaunt nach dem Hofe, wo das Hundehaus stand. Es war frisch gestrichen und unbewohnt. Im leeren Futternapf aber sonnte sich eine dicke Schildkröte und blickte mißtrauisch und wachsam auf die fremden Besucher.

Ein Wachhund, der kein Futter brauchte . . .!

Tödliche Kristallschwingungen.

Von Hans Felix Rocholl.

Mit Ultraschallwellen bezeichnet man eine neuerdings immer mehr in den Vordergrund tretende Wellenart, die, wie ihr Name besagt, hinsichtlich der Schwingungszahl über die für das menschliche Ohr wahrnehmbare noch hinausgeht, aber gleichwohl erhebliche Wirkungen auf anderem Gebiet auszulösen vermag. Hervorgerufen werden diese Wellen durch das in der Technik zu immer größerer Bedeutung gelangende schwingende Quarzkristall. Dabei bedient man sich dessen piëzo-elektrischer Eigenschaften. Legt man nämlich zwischen den Oberflächen einer auf bestimmte Weise geschliffenen Quarzplatte ein elektrisches Potentialgefälle an, so erleidet die Platte eine mechanische Formveränderung. Umgekehrt: Setzt man die Platte unter eine mechanische Spannung so entsteht ein elektrisches Potentialgefälle. Die letztere Erscheinung wird bei der Sendetechnik des Rundfunks nutzbar gemacht, die Erregung der Ultraschallwellen erfolgt dagegen mittels der erstgenannten.

Und zwar bringt man zu diesem Zwecke an den Seiten eines Quarzkristalls mit großer Oberfläche eine Wechselspannung mit einer außerhalb der Tonwellen gelegenen Frequenz an, also etwa von der Schwingungszahl 30 000. Taucht man nun das Kristall in einen mit Öl gefüllten Behälter, so wölbt sich die Flüssigkeit bei Erregung der Schwingungen hügelförmig empor, während kleinere Tropfen fortgeschleudert werden. Mit dem schwingenden Ölhügel in Berührung gebrachte Gegenstände erfahren durch die gewaltige Reibung eine starke Erwärmung, ein Stück Holz gerät in Brand.

Den Einwirkungen der Schwingungen ausgesetzte Versuchstiere wie Frösche und Mäuse wurden getötet; die letzteren erwiesen sich dabei weniger empfindlich als die ersteren, obwohl auch bei ihnen die Untersuchung eine schädliche Veränderung der Blutgefäße ergab. Unter dem Einfluß der Ultraschallwellen explodieren nämlich gewissermaßen die roten Blutkörperchen, indem ihre Zellwände zerreißen. Das gleiche wurde bei Einzellern beobachtet, womit sich ein einfaches, wirksames Verfahren zur Entkeimung etwa von Milch ergibt, das gegenüber dem gewöhnlichen Abkochen und auch dem Sterilisieren nach Pasteur verschiedene Vorteile aufweist.

Ein weiteres Anwendungsgebiet für die erwähnte Schwingungs- oder Wellenart liegt in der Herstellung von bestimmten Emulsionen, deren Bereitung bislang auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen war. So glaubt man, in Zukunft eine haltbare Emulsion von Quecksilber in Benzin gewinnen zu können, die in einer dicken, schwärzlichen Flüssigkeit bestehen dürfte. Die Untersuchungen in dieser Richtung sind noch keineswegs abgeschlossen und lassen überraschende Ergebnisse erwarten.



Bunte Chronik



* **Perlen lagen auf der Straße.** Es war zum Verzweifeln. Seit Jahr und Tag arbeitslos, lief Charles Kane schon drei Monate lang kreuz und quer durch die Vereinigten Staaten, die schwache Hoffnung im Herzen, vielleicht doch noch irgend welchen Verdienst zu finden. Doch alles war vergeblich gewesen, und Kane hatte seit zwei Tagen nichts mehr gegessen. Ihm lag nichts mehr am Leben. Aber er wollte es noch einmal versuchen. Sollte nicht unter den Kraftwagenlenkern, die ihn überholten, einer sein, der ihm wenigstens genügend Geld für eine Mahlzeit schenken würde? Kane versuchte es, wollte einen schweren Sportswagen anhalten. In eine Staubwolke gehüllt, brauste das Auto achtlos an ihm vorüber. Die rau am Steuer hatte noch spöttisch gelacht. Da stieß Kanes Fuß plötzlich gegen einen Gegenstand, der auf der Straße lag. Eine Handtasche. Der Landstreicher öffnete sie: Ein Perlenhalsband! Soviel wußte Kane, daß er ein Vermögen in Händen hielt. Er schleppte sich bis zum nächsten Ort, meldete den Fund der Polizei, und der mitleidige Wachhabende ließ ihm etwas zu essen vorsetzen, während er auf Verbindung mit der Newyorker Fernsprechnummer wartete, die auf einem Kärtchen in der Handtasche notiert war. Zwei Stunden später fuhr eine Frau vor: „Meine Perlen!" Mit einer Hand griff sie nach dem Schmuck, mit der anderen zerrte sie Geldscheine aus der Tasche: „Zweitausend Dollars, die Belohnung!" Charles Kane lachte. Die Verliererin war niemand anders als die Kraftwagenlenkerin, die vorhin höhnend an ihm vorüber raste.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.